

(Nachdruck verboten.)

1) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Erstes Buch.

Spiel und Arbeit.

1. Kapitel.

(Handelt von Balladen und Präparanden, Gendarmen und hebräischen Handschriften, zum Glück auch von Präparandinnen.)

Asmus Semper, der halbwegs sechzehnjährige Schüler des Hamburger Präparandiums, schwamm bis über die Augenbrauen in Seligkeit. Vor seinen Blicken wogte eine warme, goldene Flut. Herr Lönnings, der Ordinarius, der genau so aussah wie die Geometrie mit einem Stehfragen und von dem ein Gerücht ging, daß er vor sieben Jahren den einen Mundwinkel zu dem Versuch eines Lächelns verzogen habe, Herr Lönnings also hatte soeben verkündet, daß u. a. auch Asmus Semper eine Hospitantenstelle erhalten solle. Man denke, was das heißt: eine Hospitantenstelle! Jeden Morgen von 8—12 Uhr sollte er in einer Volksschule dem Unterricht der Kleinen zuhören dürfen, und dafür bekam er noch obendrein ein jährliches Gehalt von dreihundertundsechzig Mark! Jeden Morgen sollte er aus nächster Nähe hineinhorchen dürfen in die Werkstatt der Seelen, in die Wiege der Erkenntnis; das hohe Wunder sollte er nun begreifen: wie der Geist des Menschen Nahrung aufnimmt, wächst und sich vollendet!

Und noch dreihundertundsechzig Mark! Er hatte ja nichts von dem Geld, wollte auch keinen Pfennig davon, haha — aber auf das Gesicht seiner Eltern freute er sich, daß ihm die Augen heiß wurden. Er wollte es ihnen nicht eher sagen, als bis er sie beide beisammen hatte, und dann wollte er die Wirkung beobachten; aber die kleine Wohnung der Semper betrat man durch die Küche, und in der Küche briet Frau Rebekka die Abendkartoffeln, und als er seine Mutter sah, konnte Asmus sich nicht mehr halten, und weil er wußte, was seine Mutter am meisten freute, rief er: „Ich kriego dreihundertundsechzig Mark das Jahr!“

Im nächsten Augenblicke war Frau Rebekka schon in der anstoßenden Zigarrenmacherstube, schwang das Messer, mit dem sie die Kartoffeln umgerührt hatte, hoch in der Luft und rief: „Freude war in Trojas Hallen!“ Aber da stand auch schon Asmus neben ihr, und damit sie ihm nicht zuvorkommen könne, rief er: „Daß, Mutter, laß, ich will es Vater sagen! — Ich krieg' eine Hospitantenstelle mit dreihundertundsechzig Mark das Jahr!“

Und da hatte Asmus wieder den Anblick, der ihm vielleicht von allen auf der Welt der liebste war: in dem weihumwallten Jupiterantlitz Ludwig Semper's gingen zwei Sonnen auf und verbreiteten Licht durch die ganze Welt.

„Ach nein — es ist ja wohl nicht möglich!“ rief der Vater, indem er den Kopf zurückwarf.

„Ganz gewiß!“ rief Asmus. „Nun verdiene ich mehr, als wenn ich Handwerker geworden wäre. Seht mal, wenn ich Tischler oder Hutmacher lernte, dann kriegte ich das erste Jahr gar nichts oder vielleicht drei Mark die Woche, und dies sind beinahe sieben Mark die Woche, und das geb' ich natürlich alles euch!“

Da schlug Ludwig Semper heftig das linke Bein über das rechte, wie er immer tat, wenn er in seinem Innern sehr zornig oder sehr lustig war, und redete fast den ganzen Rest des Abends mit stumm bewegten Lippen zu sich selber. Und hin und wieder lachte sein Gesicht laut und hell auf, ohne daß man einen Ton gehört hätte, und unzählige Tabakblätter verschchnitt er an diesem Abend und warf sie in die Abfallkürze, weil er mit seinem Messer immer wieder tausend über die sonnigen Felder und Weiden seiner Jugend fuhr. Ach, er hatte ja auch studieren sollen; aber dann war der finanzielle Zusammenbruch seines Vaters gekommen, und dann die Sorge, dann der Krieg mit den Dänen, dann seine Träumerei und sein erhabener Leichtsin, und dann die Liebe, und dann immer ein Kind nach dem anderen. Und so machte er mit 58 Jahren noch immer Zigarren. Aber mit einem Schläge

war jetzt seine Jugend wieder da — da stand sie vor ihm, fünfzehnjährig, rotwangig — nichts war verloren; denn ob nun Ludwig Semper oder Asmus studierte, das war ja vollkommen dasselbe.

Rebekka aber, als sie von „sieben Mark die Woche“ hörte, vergaß all ihre Sparsamkeit, lief in die Küche und schob noch ein Stück Kindertalg unter die Kartoffeln, und als sie auch da noch ziemlich trocken ausschauten, griff sie leichtsinnig nach dem Teefessel und goß einen gewaltigen Strahl Wassers in die Pfanne, daß eine mächtige Wolke wie eines Dankopfers zu den Himmlischen emporstieg.

Dann kam die Pfanne auf den Tisch, und sieben Semper versammelten sich andächtig um das zentrale Heiligtum. Sie waren alle gesund, das sah man an den Bewegungen der Gabeln; aber Adalbert, der Jüngste, war so gesund, daß Frau Rebekka nach einer Weile ausrief: „Salt, mein Junge, Du hast jetzt genug. Es wird kein Fresser geboren, es wird einer gemacht!“

Adalbert wollte sich melancholisch zurückziehen, da sprach der Vater: „Naß doch den Zungen essen!“ und trat seine Ansprache an die Allgemeinheit ab.

Und nach dem Essen — obwohl die Semper über das Abendbrot hinaus bis gegen Mitternacht zu arbeiten pflegten — warf Ludwig Semper Messer, Tabak und Kollflos in die Ecke, holte den stark zerlesenen und vergilbten „Faust“ vom Bücherbrett und las und warf das linke Bein über das rechte und bewegte die Lippen und lächelte. Und alle waren still, und Asmus wußte: Nun kommt eine heilige Stunde. Und wirklich, es währte nicht lange, da klang es durch den Raum:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.“ —

In einem wunderlieben Dorfe, das sich jetzt zu einer großen, häßlichen Vorstadt Hamburgs ausgewachsen hat, damals aber noch im heiteren Frieden seiner Kindheit lag, in einem Garten mit Rosen und Apfelbäumen fand Asmus die Schule, an der er hospitieren sollte. „Ich habe zuviel Glück“, dachte er, als er sie nach einständiger Wanderung vor sich liegen sah. Gewöhnlich, wenn er solch ein stummes Dankgebet in den Himmel hinauffandte, zog ihm gleich darauf das Glück etwas ab, als wenn es dachte: Der ist auch mit weniger zufrieden. Das erste nämlich, was er tun mußte, war: sich im Portal der Schule aufstellen und alle Schüler aufschreiben, die zu spät kamen. So hatte sich Asmus das Belauschen der Kindesseele nicht gedacht. Aber da es nun einmal sein Amt war, so notierte er gewissenhaft alles, was an Ruben oder Mädchen den letzten Glodenschal veräumte, obwohl es ihm bei den Mädchen mitunter schwer wurde. Anfangs empfand er wohl so etwas wie die Würde einer obrigkeitlichen Stellung, namentlich als ein Vater, der mit dem Schulgeld im Rückstande war, an ihn herantrat und bat, daß man noch ein wenig Geduld mit ihm haben möchte, und ihm heimlich ein paar Zigarren in die Hand drücken wollte. Asmus wich zwar ängstlich zurück und rief: „Darauf habe ich leider gar nichts zu sagen!“ — aber als deutscher Jüngling fühlte er sich doch geschmeichelt, daß man ihn für eine Behörde hielt. Diese Reize indessen verflüchtigten sich schon nach wenigen Tagen. Dann kam eines Morgens ein blasses, frierendes, von Regen durchnäßtes Mägdelein, das weinte.

„Warum weinst Du?“ fragte Asmus

„Ich konnte nicht eher kommen; mein Vater hat meine Mutter rausgeschmissen.“

„Warum das denn?“

„Ach, er is all wieder duhn (betrunken).“

„So früh schon?“

„Ja, er fäuft immer 'rum.“

Asmus erschrak. Gab es Kinder, die so über ihren Vater reden konnten?

„Geh' nur zu.“ sagte er. Das war ja selbstverständlich, daß man die nicht aufschrieb. Er sah ihr nach und dachte daran, daß sie fror. Und dachte, wie er als Junge gefroren, wenn ihm der Wind unter die dünne Jacke fuhr.

Von nun an fragte er öfter nach dem Grunde der Ber-spätung, und er notierte immer weniaer. Und eines Tages

sagte er sich: Entweder man muß alle aufschreiben oder keinen. Und nun ließ er alle vorbeilaufen und arbeitete an seiner ersten Ballade, die handelte von einem Fischer, der aufs Meer fuhr, um seinen Sohn zu retten, und der dann mit seinem Sohne erkrankt. Das Schönste an dieser Ballade war eine Refrainstrophe, die mit den Zeilen schloß:

„Drunten klingt verworrner Klang,
Tönt es nicht wie Grabgesang?“

Alles, was nach Grab und Unglück Klang, das fand der glückliche Asmus jener Tage ohne weiteres schön.

„Warum notieren Sie nicht die Zuspätkommenden?“ fragte schließlich der Oberlehrer.

„Ich mag das nicht,“ sagte Asmus verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

15]

Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

Der Wachtmeister brumnte, ungefähr ein Kompliment an den Polizeimeister, so etwas wie, daß man ja ein Herz im Leibe habe — fast zu viel!

Wozu der Schutzmann an der Tür bemerken zu müssen glaubte, das glaube der Teufel.

Und so kam Martin ins Armenhaus der Stadt

Und wenn so ein armer menschlicher Kasteel mit zwanzig Flicken auf den Kleidern herumlaufen müßte, so wird er doch nur mit tiefer Verachtung seinen Blick über die Straßensegerkompagnie aus dem Armenhause gleiten lassen, wenn er sie auf seinem Wege trifft. Diese Sammlung von Subjekten, in die gleichartige grobe graue Friestracht gekleidet, die es ausplaudert, daß man hier einen sieht, der nicht für sich selbst sorgen kann, der nichts ist, nichts vermag, nichts darf, nichts besitzt — nicht Geld oder Geldeswert — keines einzigen Menschen Achtung und Freundschaft. Ohne einen einzigen kleinen belebenden Hoffnungsschimmer in die Leere Trostlosigkeit des Lebens hinausgestoßen.

Sagt, daß das alles eigene Schuld, daß es wohlverdient sei — sagt, es sei nicht Eure Sache, über Dinge zu rasonnieren, die sich nicht ändern lassen. Sagt, was Ihr wollt und Ihr mögt recht haben in allem und in noch viel mehr — — Nur werdet Ihr nicht gehört werden, denn hier spricht im Augenblick etwas, dem eine stärkere Stimme verliehen ist: des Lebens großes Leiden und seine Verderbnis.

Eines Tages hörte Martin, daß man ihn nach Hause schicken wollte. Nach Hause. Auf Kosten der Gemeinde — der Armenverwaltung. — —

So sollte er also zurückkehren. Wenn ihn doch die Erde verschlänge.

Am anderen Morgen war er fort. Spurlos verschwunden.

VIII.

Daherm in Åsbøl ging das Leben seinen gewohnten Gang. So irgend etwas von Bedeutung war eigentlich lange Zeit weiter nicht passiert, bloß daß Bette Anders' Haus abgebrannt war, und daß Jens Paulsens Mähre zwei Fohlen bekommen hatte. Ja, und dann war doch Wolles Frau gestorben.

Die Anne vom Schmied-Jens war nun für das vierte Jahr bei Niels Kroghs gemietet worden. Es hätten sie genug haben mögen, auch Jens Paulsens Sohn, der eben den Hof übernommen, hatte nach ihr geschickt, ob er sie zur Haushälterin bekommen könne. Sie war ja als ein gefundes und tüchtiges Mädchen bekannt. Und sie war auch ein hübsches und kräftiges Mädchen, bei dessen Anblick einem Mann wohl das Wasser im Mund zusammenlaufen konnte. Daß sie ein wenig zurückhaltend und von selbstbewußteren Wesen war, als es Dienstmädchen zu sein pflegen, machte sie in den Augen der Kerle vielleicht nur noch begehrenswerter, jedenfalls, was die Reiferen anbetraf.

Jnger, Niels Kroghs Frau, hatte ja trotzdem gegen November hin einige Bedenken geäußert, ob sie Anne wieder mieten sollten — die Leute im Ort erzählten sich so viel.

Aber das hatte wohl nichts auf sich.

Einen Monat nach November kam es ihr indessen selbst vor, als ob sie es sehen könne. Und eines abends sagte sie zu Niels:

„Mi deucht, Anne wird bid.“

Sie hatte ein paar mal versucht, mit Anne selbst die

Sache zur Sprache zu bringen: Ob sie nicht am Ende 'n Liebsten hätte?

Aber Anne wies jedes Gespräch über derartige Dinge kurz von der Hand. Sie hätte keine Liebchaft, mit gar keinem.

Und insofern sagte sie die Wahrheit, wenn man bloß den einen Frühjahrsabend nicht mitrechnete. Dieser eine Abend, der zu vergessen sein mußte. Der schon fast vergessen gewesen war. Der aber jetzt hundertfach ängstigend zurückkehrte.

Es war nicht Manneswille noch Manneslust, was sie besiegt hatte. Es war die Erdbrunst selbst, die ihren starken Körper bezaubert hatte in jener Maiennacht, als die ganze Natur sich beschwängerte, und sie hatte einen der jungen Knechte mit sich genommen.

Sie wußte, daß die Zeit nahe war, da die Folgen sich zeigen würden. Und sie wußte auch, daß die Menschen mit ihrem Bedauern und ihrer Verdammung bereit standen, daß ihr Fehltritt sich dann zwischen ihr und allen die sie kannte, Mann oder Weib, erheben würde. Sie weigerte sich, mit irgend jemand über das zu sprechen, was einzig die Geburt ihres eigenen Sinnes und Leibes war. Deshalb schwieg sie, und sie suchte ihren Zustand zu verbergen.

Aber Jnger schielte immer mißtrauischer zu ihr hin. Und sie sagte wieder zu Niels:

„Id weet nich, wo dat is mit Anne — de kregt nu doch wat Bittes.“

Eines Tages, gerade während der Mittagszeit, als die Knechte aufs Feld gegangen waren und Jnger in der Stube saß, ging Anne und brachte die Küche in Ordnung. Sie hatte in den letzten Tagen einen Stich empfunden und kein Essen bei sich behalten können.

Nach jetzt fühlte sie hin und wieder einige Beschwerden, konnte aber im übrigen ihrer Arbeit nachgehen. Sie war mit dem Aufwaschen fertig und lief zur Pumpe, um sich zwei Eimer Wasser zu holen. Aber mitten auf dem Hofplatz mußte sie sie wieder hinstellen und die Hände gegen den gespannten Unterleib gepreßt, schleppte sie sich in die Badstube. Sie stand ein wenig über einen Tisch gebeugt, ging aber dann zur Leiter und begann auf den Holzboden hinaufzukrabbeln.

Sie quälte sich von Sprosse zu Sprosse. Die gekrümmten Finger streckten sich und glitten und krümmten sich wieder, daß die Arme bei einem neuen Griff den sinkenden Körper über die nächste Stufe schleppen konnten. Bis es ihr gelungen war, sich über den Rand des Bodens zu beugen. Dann wälzte sie mit einem Ruck den Unterkörper in die Höhe, als ob es eine nicht zu ihr gehörige Last wäre, mit der sie sich plagen müsse.

Und wie sie da lag, war sie von Schreck und Schmerz und der vernichtendsten Verzweiflung erfüllt.

Und während der Körper kränker und kränker wurde, kam es ihr selbst vor, als ob sie ängstlich und wild brülle vor dem Schicksal, das über ihr schwebte. Aber es kam nur ein schwaches Knurren aus ihrem zusammengebissenen Munde.

Mit Nerven und Muskeln preßte sie den Schmerz in sich zurück, bis er so überwältigend wurde, daß er ihr die Hüftsehnen zerriß, die Bauchmuskeln sprengte und den ganzen Körper in Krämpfen umherschleuderte, und sie sperrte den Mund weit auf in einem stummen und endlosen Geheul.

Und alle Kraft des Körpers wieder um die Hüften gepreßt, erhob sie sich und wackelte umher, blind, hilflos.

Ein niedriger, ruhiger Schornstein ragte schräg durch das Dach auf — an diesen stützte sie sich — rieb ihre Stirn gegen dessen harten Rand, griff mit den Händen in das saulige Dach und riß an den Latten.

Da kam ein Augenblick, in dem sie keine Schmerzen empfand, eine Linderung sondergleichen, der ein betäubender Jammer folgte über das Unabwendbare, das nun geschehen mußte. Sie fand keinen Boden in der Sorge und Schande, in der sie mit sich und den ihren versank, sie konnte es nicht durchdenken. Unter und unter ging das alles in dieser toten Woge, die ihre Gedanken wegschülperte. Alles, was gewesen war, und sie konnte sich nichts davon vorstellen, was nun kommen würde.

Der Hals schmerzte sie, weil der Kopf so schwer war und im Nacken lag ein toter Gehirnknoten, wo aller Verstand verloren gegangen war. Ein Messer, ein Messer, nicht um sich damit zu töten, sondern nur, um sich damit in den Nacken zu stechen, tief, tief hinein in die verschrumpfte Drüse dort drinnen.

Ein Messer oder eine Axt.

Mit Kopf und Armen an das feuchte Dach gelehnt, glökte sie vor sich hin, in diese unsagbare Tristheit, die sich um sie verdichtete und die so hoffnungslos war, daß in ihr selbst das Bewußtsein sterben mußte. Nur das ewige Hammern des Gehirnes gegen den Schädel brachte unter den aufgeschwollenen Augenlidern ein Flimmern hervor, daß ihr zu Mute wurde, als ginge eine Bewegung vor sich, eine Zirkelbewegung in großen Kreisen, immer schneller, in weite, immer weitere Ringe schwingend — vom Mittelpunkt aus — von da aus, wo alle Geseze der Anziehungskraft und der Bewegung herkommen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frühlings Erwachen.

Von Eduard Doppel.

Kommt der Großstädter, des Winterdunstes der engen Wohnungen und von hohen Häusern eingeklemmten Straßen müde, nach Hornung einmal hinaus vor die Tore der Stadt, so verneint er, fast über Nacht sei es Frühling geworden. Kaum ist das letzte schmutzige Schneewasser vom durstigen Erdboden aufgesogen, so leuchtet zwischen den schwarzen Schollen das junge Grün leb und fürtwigig hervor. Die Gräser sind es, die den raschen Farbenwechsel gebracht haben. Aber sie sind doch keine eigentliche Schöpfung der Frühlingsonne. Den ganzen Winter über waren sie da; sie hatten bei Beginn der Frostperiode einen Winterschlaf angetreten, haben dank ihrer kräftigen Konstitution Kälte und Trodnis überstanden und nehmen nun, da die mildere Sonne ihre steifen, aber umkehrten Glieder wieder ertvedt hat, den alten Gang der Entwidlung neu auf. Die Gräser gehören zu der kleinen Schar von Gewächsen, die am weitesten zu den Eisfeldern der Polarregionen vordringen und am höchsten bis zum ewigen Schnee der Alpen hinaufsteigen. Sie sind dann während des langen Winters im hohen Norden auch oft die einzige Nahrung der Rentiere und Roschusochsen. Also kaum ist der Schnee weg, so präsentieren sich die Wiesen und überwinteren Saatfelder schon in prächtigem Grün. Bald aber regt es sich allerorten: gemach wachen die lenzgeborenen Frühlingskinder an. Da ist es denn sehr kurios zu beobachten, wie just alle Naturordnung auf den Kopf gestellt scheint. Während sonst Strunk und Strauch, Busch und Baum mit großer Bedächtigkeit ein prangendes Laubkleid anlegen und dann, hochzeitlich gerüstet, die zarten Blüten zur Brautshaw stellen, können die Gewächse des ersten Frühlings gar nicht schnell genug ihre verschlafenen Blumenaugen und vertäumten Blütenknospen aufmachen, um die junge Welt und den jungen Tag anzustimmen, ehe sie auch nur die Spur eines Laubblättchens entfaltet haben.

Das geschieht aus Zweckmäßigkeitsgründen, sagt der Naturforscher. Für die wenigen Insekten, die in den noch immer kalten Vorlenztagen fliegen, dürfen die Blüten nicht durch Laub verdeckt sein; im Gegenteil, weithin muß die leuchtende Blütenfarbe sichtbar sein, sonst bleibt der Besuch der Insekten und damit auch ein gut Teil der Befruchtungen zweifellos aus! Die Pflanzen müssen alle Mittel aufbieten, die spärlichen Insekten anzuloden.

Schon im Februar hebt der Blütenregen an. Aus der Schule lernen wir das hübsche Gedicht von Robert Reinick:

Schneeglöckchen tut läuten
Klinglingling!
Was hat das zu bedeuten?
Ei, gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut' geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weichen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit.
Ihr Quellen all, erwacht im Tal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern! . . .

Man hat in unseren Wäldern und Gärten schon unter der gefrorenen Schneedecke voll entfaltete blühende Schneeglöckchen und blühende Gänseblümchen gefunden. Bald kommt der duftige Winterling, des Botanikers weiße Biolo, der gelbliche Märzbecher, die Knotenblume, schon Rheophrastos bekann und die Nieswurz mit ihren Silberglöckchen, im Volksmund Christblume oder Weihnachtsrose geheißen. Die meisten Namen schon verraten die Frühblüher! Auf dem Felde treiben der biedere Schachtelhalm und der husfatti ihre Blütenköpfe und im Garten regt sich gleichzeitig der zarte Krokus, in dessen langen Blütenröhren sich die dicken Hummeln mit putziger Läppigkeit und unter mächtigem Gebrumme ihren dichten Pelz über und über mit gelbem Vollenstaub bedauern.

Auch im Strauchwerk knacks, wie wenn junge Neben gebogen werden, knittert und knopet es. Der Kellerhals oder Seidelbast, ein weilläufiger Verwandter des Lorbeerbaumes, entfaltet seine rofigen, nach Flieder duftenden Blüten, und kurz danach überschüttet

sich der gelbe Hartriegel, die Kornelkirsche, mit leuchtendem Willen-gold. Jeder Tag bringt neue Blumen, jede Stunde neue Pracht. Mild noch wie die Lenzsonne sind die Farben, mit denen die Natur ihre floristischen Frühlingskinder koloriert. Im reinsten Himmelblau erscheinen das liebliche Leberblümchen, der Szilla, das Lungenkraut und bald auch das duftige Weilchen, in dunklem Violet, gefäht sich die Küchengelle, in mildem Weiß, rosa überhaucht, zeigen sich Busch-röschen und Maßliebchen, das stolze Wiesen Schaumkraut und das arme Hungerblümchen, in freundlichem Gelb endlich setzen wir die prächtigen Hahnenfußarten, den Goldstern und die üppigen Schlüssel-blumen.

Eigenartig, überaus Charakteristisch wie der Vorfrühling selber, sind die Baumblüten des ersten Lenzes. Fast alle die winzigen Blüten sitzen dicht gedrängt beieinander wie ängstliche Kisten, die sich nicht getrauen, einzeln hervorzutreten, in Form von Näschen, zart und schlant — hier, als wollte sich eines hinter dem anderen verkrühen! Hohlhühnstrauch und Eile haben als erste ihre hellen Näschen ausgehängt. Naheher Hornungswind oder unanste Märzbrise schaukelt die zierlichen Dinger, bis sie ihren kostbaren Goldstaub in die Lüfte streuen. Bald darnach stäuben auch die Birkenläschen, und auch die flammigen Näschen der Pappeln und Weiden schütteln sich in rechter Frühlingsfreude. Mit vollen Waden bläst nun der Märzwind die Laugschläfer und Träumer an und ein warmer Sonnenstrahl putzt auch den letzten verschlafenen Knospen in Wald und Feld die Kuglein aus. Bäume und Sträucher werfen die braunen Kapuzen ab, die Knospen weiten sich, schwellen von Stunde zu Stunde, und endlich brechen die monatelang eingelernt gewesenen Laubtriebe durch — durch zum Lichte!

Die Stachelbeerflöde sind die ersten, die ihr zartgrünes Frühlingskleid anziehen; ihnen folgen die Johannisbeeriräucher, die ja zur selben Sippe gehören. Flieder und Ahlkirsche kommen zaghaft nach. Da erwacht auch der Holunder und gewahrt, daß er verschlafen hat. Wie weit sind seine Nachbarn schon voran! Aber doppelt energisch läßt er seine jungen Lebensäfte durch die Zelladern pulsieren, daß man bald Laub und Leben sieht, und ehe man es sich versieht, hat er seine Toilette fertig und hat obendrein noch die Frühlingsblätter alle überholt! Hagedorn und Eberesche schließen den Reigen, in dessen ihren herrlicheren Blütenfleier entfalten. Nur Linde und Eiche, Robini und Plantane trauen dem Wetter noch nicht recht. Bei unierer alten knorrigen Eiche möchte diese Vorsicht verwunderlich erscheinen. Aber wer einmal gesehen hat, wie gerade ihre überaus empfindlichen, zarten Jungtriebe nach einer einzigen kalten Mainacht noch zusammenschrumpfen und erfroren, der begreift das Zögern. Auf der anderen Seite muß die Eiche ihr junges Laub sogar auch vor der Sonne schützen. Sie bringt unter der Blattoberfläche einen rötlich schimmernden Farbstoff (Anthoxan) an, und dieser hindert die Sonnenstrahlen, die jungzarten Zellen mit der vollen Lichtintensität zu treffen, da andernfalls das grelle Licht das noch allzuempfindliche Chlorophyll (Blattgrün) zerstören würde. So kommt es, daß wir nicht nur im bunten Herbst, sondern auch im Frühjahr prächtiges Eichentollaub finden.

Nun steigt die Sonne höher und höher, und je wärmer ihre Strahlen, um so schöner und farbenfroher werden die Blumen und Blüten, mit denen sich die Pflanzen schmücken. Die Obstbaum-bilte beginnt. Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbaum machen den Anfang; Kirschen, Zwetschen, Pflaumen und Birnen folgen, bis schließlich der Apfelbaum in rotfarbener Pracht abbildet. Nun flackern die Kerzen der Kastanien auf, in den Fliederbüschen leuchtet und blüht es, und die Ebereschen, deren rote Beeren im Winter wie Feuerarbeiten aus dem Gezweige flammten, gleichen nun in weichem Blüten Schnee — ein herrlicher Kontrast! Die Beete im Garten gleichen bald buntgewebten Teppichen mit kostbaren Stidereien. Die farbensenften duftstarke Hyazinthen, weiß wie Marmor, blau wie das Firmament, gluttigrot wie Purpur, weiteisern im Kolorit mit den edlen Tulpen in ihrer Pfauenpracht; die poetische Narzisse richtet sich auf, die stolze Schwertlilie stellt ihre anmutige Schönheit zur Schau, der Verbergenstrauch überschüttet sich mit Blumen und die Zytusarten gießen ihren Goldregen zur Erde. Wohin man Haut: neue Farben, neue Formen. Das Herz weitet sich und sein Hammer pocht mächtiger. So läßt sich Ludwig Ulands „Frühlingsglaube“ verstehen, in dem er mit innigen Wohlkante singt:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.
Man weiß nicht, was noch werden mag.
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das ferne, tiefste Tal.
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden . . .

Gemach erreicht der Frühling seinen Höhepunkt. Wenn der Jasminstrauch seinen löslichen berauschenden Duft ausströmt, dieses einzigartige Aetheröl, das von allen Blumendüften allein noch der künstlichen Herstellung troht, wenn die Holunderbuden, die beinahe den jungen Tag verschlafen hätten, ihren sämneigen Blütenfleier über sich breiten und die nordamerikanischen Azaien (die in Verlin meist fälschlich als Mimosen angesprochen werden) ihre weißen und gelblichen Blüten zwischen dem zartfederigen Laube entfalten, dann kommt die Zeit, wo die Blumenkönigin Mose ihren Einzug hält. Damit schließt der Blütenfrühling, und eine neue Zeit, die der feuerfarbenen brennenden Sommerblumen hebt an.

